

Jürgen Oelkers

*Pädagogische Anmerkungen  
zu Madagaskar und „Entwicklungshilfe“<sup>\*)</sup>*

Sie haben einen Pädagogen zum Vortrag eingeladen, der sich normalerweise nicht mit einem Thema befasst, das in der Öffentlichkeit immer noch als „Entwicklungshilfe“ bezeichnet wird. Zwar ist die Kolonialgeschichte überall geprägt vom Export des Bildungssystems der jeweiligen Kolonialmacht, und zwar immer zusammen mit der christlichen Mission, aber das scheint eine ferne Vergangenheit zu sein, für die sich die westliche Pädagogik nicht sonderlich interessiert hat. An afrikanischen Universitäten sind überall Professoren für Pädagogik tätig, aber ich muss gestehen, dass ich nur einen näher kenne, und dies auch nur, weil er sich für mich interessiert hat. Der Kontakt ist also in einem doppelbödigen Sinne schmeichelhaft.

Bis heute hat Afrika ein Bildungssystem, das französisch oder englisch geprägt ist, Annäherungen gibt es nicht. Die Bildungssprache und so die kulturelle Ausrichtung sind entweder Englisch oder Französisch, Deutsch nur bis 1918. Man erkennt daher bei der ersten Begegnung die pädagogischen Spuren der Kolonialgeschichte, die aber in der westlichen Bildungsgeschichte kaum Beachtung finden. Es gehört für Nachwuchswissenschaftler Mut dazu, Feldforschung in der so genannten „Dritten Welt“ zu betreiben und dann noch auf eine Karriere zu hoffen. Wenn Sie also einen Laien vor sich sehen, dessen Fach wenig Interesse an Ihrer Arbeit hat, wie kann ich auch nur annähernd die Erwartungen erfüllen, die sich ja offenbar auf mich gerichtet haben?

Die Frage macht demütig. Ich habe daher meinen Titel möglichst von hohen Erwartungen zu befreien versucht, mit bescheidenen „pädagogischen Anmerkungen zu“ senke ich mein Risiko und kann doch weiterreden. Die Alternative wäre gewesen, nach dem Bekenntnis meiner Nichtzuständigkeit zu gehen, wobei ich dann hätte erklären müssen, wieso ich eigentlich da bin. Ich habe im vergangenen Jahr die Laudatio für Frau Ochsner gehalten, aber das macht mich noch nicht zum Experten für Zusammenhänge, die zwischen Bildung und Entwicklungshilfe bestehen. Natürlich weiss man aus der eigenen Schulzeit, dass Pädagogen zu allem etwas sagen können, aber sollten sie auch?

Ich muss gestehen, der Ausdruck „Entwicklungshilfe“ hat mich gereizt, politisch inkorrekt und belastet mit falschem Mitleid, wie er ist. „Entwicklung“ ist nämlich ein klassischer Begriff der Pädagogik, der von der Grundanschauung geprägt ist, dass Menschen grösser und nicht kleiner werden. Die Erziehung hilft den Kindern beim Wachstum, wir sprechen nicht zufällig vom „Er-wachsen-werden“, das heute vielleicht nicht mehr so ganz einfach ist, man denke an den eingebauten Irrsinn namens Pubertät, aber das Wachstum selbst steht ausser Frage, am Ende sind wir „er-wachsen“. Den umgekehrten Weg gibt es nur im Film, nämlich die Entwicklung vom Greis zum Baby in *The Curious Case of Benjamin Button* (2009).

---

<sup>\*)</sup> Vortrag anlässlich der Jahresversammlung der ADES am 9. April 2011.

Irgendetwas sträubt sich dagegen, von „Entwicklung“ zu sprechen, wenn sie rückwärts verläuft, also vom Ende her auf den Anfang zu. Wir haben schon Mühe, die „zweite Kindheit“ am Ende des Lebens zu akzeptieren, weil das Wachsen der Kräfte und die zunehmende Selbstständigkeit die Grunderfahrung der Kindheit ist, der nicht eine erneute Hilflosigkeit am Ende folgen soll. Aber genau das scheint mit der ständigen Verlängerung der Lebenszeit zu einem Normalfall zu werden, was den Entwicklungsbegriff auf die Probe stellt, der Leben als stetigen Zuwachs konzipiert, weil immer neue Entwicklungsaufgaben gelöst werden können. Keine Theorie des „lebenslangen Lernens“ endet mit der zweiten Kindheit, „Lernen“ ist unentwegte Veränderung über die Lebenszeit, daher eine ständige Hoffnung und fast so etwas wie eine religiöse Grösse.

Wer, wie ich, gerade 64 geworden ist, ist nicht „alt“, sondern glaubt wie selbstverständlich an die weitere Entwicklung. Noch Paul McCartney konnte 1967 bang fragen:

- „Will you still need me
- /will you still feed me
- /when I'm sixty-four?“

Im nächsten Jahr wird er siebzig und denkt sicher nicht an seine zweite Kindheit, sondern an die nächste Tournee und so an eine neue Aufgabe, die sich mit den zur Verfügung stehenden Kräften bewältigen lässt. Das Problem wird wenn, dann zwanzig Jahre später erwartet, „who will feed me, when I'm eighty-four“.

„Entwicklung“ denken wir nicht, wie in der frühen Neuzeit, vom Rad der Fortuna her, also getrieben durch Zufälle, die zu Glück oder Unglück führen können, ohne dass wir etwas dazu beitragen könnten. „Fortuna“ ist für uns das Schicksal, das wir selbst in die Hand nehmen können, daher hängt jede Entwicklung von dem ab, was wir tun - oder unterlassen, und das gilt auch für die „Entwicklungshilfe“. Was sie konkret ausmacht, ist geprägt durch das, was wir tun oder eben auch *nicht* tun. Womit wir dabei rechnen, ist ein Effekt der Verbesserung und nicht das Gegenteil.

Auch im Leben wollen wir grösser und nicht kleiner werden. Nicht ohne Grund ist der zentrale Begriff der modernen Ökonomie *Wachstum*, nur dass man hier offenbar nie wirklich erwachsen wird, weil Weisheit keinen Gewinn verspricht und die Risikobereitschaft mit dem Alter abnimmt. Aber jeder Rückgang des Geschäfts ist eine unmittelbare Katastrophe, man steht schnell dort, wo man nur *einmal* fallen kann, nämlich am Abgrund. Ausgenommen sind jene Banken, für die gilt: „too big to fail“. Ich bin nicht sicher, ob diese Formel nicht auch auf die staatliche Entwicklungshilfe, so wie sie organisiert ist, angewendet werden kann.

Aber sie kennt auch Abgründe anderer Art. Einer davon ist die Sprache. Heute ist nicht mehr von „Entwicklungshilfe“ die Rede, sondern von „Entwicklungszusammenarbeit“, weil der semantische Rest von Kolonialismus beseitigt werden sollte. Der Empfänger der „Hilfe“ darf nicht bedürftig erscheinen, obwohl er genau das ist, und es ist eine seltsame Form von „Zusammenarbeit“, wenn der eine arm und der andere reich ist und die Partnerschaft einzig durch die Lebensnot erzwungen wird. Die Würde der Armen ist eine zweifelhafte Zuschreibung, von der die Armen nichts haben und die die Reichen entlastet.

Aber auch die heutige Realität kennt Abgründe. „Entwicklungszusammenarbeit“ heisst auf Englisch „development cooperation“. Das macht die Sache nicht besser, weil auch

auf Englisch oder Französisch keine Egalität von „Partnern“ gegeben ist. Aber man kann fragen, was eigentlich Ziel des „development“ ist, wenn

- viele Projekte scheitern,
- nennenswerte Entwicklung kaum stattfindet,
- Nachhaltigkeit nicht die Lösung ist, sondern das Problem,
- und zugleich neue Kolonialmächte auf den Plan getreten sind.

Von „development“ zu reden macht nur Sinn, wenn niedrige Niveaus überwunden und höhere erreicht werden. Stagnation oder Rückgang sind keine „Fortschritte“ oder dies nur im Blick auf Dystopien, die aber kein Projekt der Entwicklungszusammenarbeit je geleitet haben.

„Dystopien“ sind negative Utopien, die von ständiger Verschlechterung ausgehen und oft mit Katastrophen beginnen. „Fukushima“ wäre dafür das akute Beispiel, das billige und sicher erzeugte Energie aus der Realität in die Utopie befördert hat, mit Folgen, die nicht absehbar sind. Klar ist nur, dass die Folgen nicht „beseitigt“ werden können und Generationen belasten werden. Der Ausdruck „Entsorgung“ enthält so eine völlig neue Bedeutung, das Problem wird nicht gelöst, sondern unter Verschluss gehalten, was einer negativen Utopie nahekommt, weil in Todeszonen Fortschritt ausgeschlossen ist.

„Entwicklungshilfe“ basiert auf der Annahme der allmählichen Verbesserung, die wohl Rückschläge kennt, aber nicht von der möglichen Umkehr der Richtung ausgeht. Das wird nicht anders, wenn man von „Entwicklungszusammenarbeit“ spricht. Letztlich steht dahinter immer eine Annahme von Wachstum, das Zunahmen verzeichnet, wie klein sie auch sind, nicht jedoch Rückschläge auf Dauer. Eine Abwärtsspirale wird ausgeschlossen. Es soll gesellschaftlich nicht nach unten gehen, sondern nach oben, wie heute in Brasilien oder zuvor in Südkorea, das vom Nehmer- zum Geberland geworden ist, mit innovativen Technologien, hohen Bildungsinvestitionen und einer disziplinierten Bevölkerung, die gelernt hat, sich in grossen Städten und dichten Räumen zu bewegen.

Der Ort ihrer Gesellschaft ist nicht Südkorea oder Japan, sondern die Insel Madagaskar, ein fernes Land, das von unseren Medien so gut wie nie wahrgenommen wird, in der Schule vermutlich nicht einmal im Geografieunterricht ein Thema ist, von Touristen lediglich besucht wird und das bezeichnenderweise nur durch zwei - demnächst drei - Animationsfilme überhaupt im Bewusstsein ist. Die Filme haben etwas mit dem Tourismus gemeinsam, sie benötigen das Land nicht, sondern nur den Namen oder eine Landschaft, die überall sein könnte, wo sich touristischen Erwartungen erfüllen lassen. Der Film *Madagascar* (2005), der ursprünglich „Wild Life“ heissen sollte, braucht für seine Erzählung einfach nur eine Insel mit Dschungeltieren, ohne darauf achten zu müssen, was die Brandrodung in der realen Umwelt von Madagaskar angerichtet hat.

Madagaskar ist die viertgrösste Insel der Welt, die manchmal auch der „sechste Kontinent“ genannt wird. Sie hat sich über Millionen von Jahren isoliert entwickeln können. Mit Afrika hat die Insel weder geologisch noch ökologisch etwas gemein, sie hat eine eigene Pflanzen- und Tierwelt entwickelt, die auf der Erde einzigartig ist. Diese Idylle ist bedroht, seitdem der portugiesische Seefahrer Diogo Dias am 10. August des Jahres 1500 die Insel sichtete, die daraufhin mit den europäischen Handelsrouten verbunden wurde und faktisch zu einem bevorzugten Ort des Sklavenhandels geworden ist. 1663 hält ein portugiesischer

Bericht fest, dass jährlich bis zu 4.000 Sklaven von Madagaskar aus verschleppt worden sind. Der Sklavenhandel wurde erst 1896 untersagt.<sup>1</sup>

Das heutige Land hat eine touristische und eine reale Seite. Die touristische wirbt mit Konzepten wie „Ökotourismus“ und „Abenteuerreisen“, das Stichwort lautet „Individualtourismus“, der nicht auf den Luxus eines „all-inclusive“ Reiselandes setzt und trotzdem auf seine Kosten kommt. Auf einer offiziellen Homepage<sup>2</sup> heisst es:

„Das Reiseland Madagaskar bietet Natur pur mit exotischen Tier- und Pflanzenwelten ebenso wie attraktive Strände mit vielfältigen Erholungs- und Freizeitmöglichkeiten. Der Schwerpunkt des Tourismus in Madagaskar liegt jedoch auf Ökotourismus für kleine Reisegruppen oder Individualreisende. Auch Rucksacktouristen kommen gut und preiswert in Madagaskar zurecht.“

Der Ausdruck „Ökotourismus“ ist ernst gemeint. Die „International Ecotourism Society“ - die gibt es! - definiert den Ausdruck wie folgt:

„Verantwortliches Reisen in natürliche Landschaften, das die Umwelt bewahrt und das Wohlbefinden der lokalen Bevölkerung verbessert.“

Aber was ist, wenn die lokale Bevölkerung die Umwelt bedroht und Rucksacktouristen das höchstens zur Kenntnis nehmen können? Hinter der Definition steht die unberührte Natur, die durch den Tourismus bedroht, nicht die Natur, die vor Ort immer weiter zerstört wird, ohne ausgerechnet durch Touristen daran gehindert zu werden. Grosse Entwicklungshilfe ist das auch nicht:

- 2008 kamen 378.000 Touristen ins Land, rund 65.000 mehr als zwei Jahre zuvor,
- 2009 brachen die Zahlen wegen der politischen Krise ein,
- danach erholte sich die Branche, die 2010 rund 100 Millionen Euro erwirtschaftete.
- Davon profitiert aber fast nur der Süden des Landes.

Von „Ökotourismus“ im Blick auf Madagaskar zu sprechen, ist gewagt. Das ökologische Gleichgewicht der Insel ist durch das starke Bevölkerungswachstum und die grosse Armut massiv bedroht.

- 2009 zählte die Republik Madagaskar 20.653.556 Einwohnerinnen und Einwohner.
- 1961 waren es keine sechs Millionen,
- aber 1999 schon 15 Millionen.
- 2025 sollen es fast 32 Millionen sein.

Die Bevölkerungspyramide zeigt das genau umgekehrte Bild wie in den alternden Gesellschaften Europas und Japans. Der demographische Bauch ist unten und nicht oben, was auf einen ungeheuren Ernährungsdruck schliessen lässt. Eine Antwort ist Brandrodung und Abholzung der Wälder. Für die Gewinnung von Ackerland werden die Wälder gerodet, Holzkohle wird zum Kochen auch in den Städten verwendet, weil der Strompreis

<sup>1</sup> [http://www.priori.ch/das\\_Buch/26.htm](http://www.priori.ch/das_Buch/26.htm)

<sup>2</sup> <http://www.madainfo.de/tourismus.htm>

unerschwinglich ist. Die Folgen sind Bodenerosion, die zunehmende Ausbreitung von Savannen und an manchen Stellen ein dramatisches Absinken des Grundwasserspiegels.

Die europäische Besiedlung Madagaskars begann im 17. Jahrhundert. Zu diesem Zeitpunkt war die Insel vermutlich komplett bewaldet, wobei dem tropischen Regenwald in der Nähe der Küsten eine besondere ökologische Bedeutung zukam. Der Animationsfilm *Madagascar* spielt wenn, dann in dieser Zeit, sozusagen in der heilen Welt, ohne die die Filmerzählung nur zynisch hätte aufgenommen werden können. Sie erinnern sich vielleicht an den Film: Gelandeweilte Tiere des Central Park Zoo in New York suchen das Weite und landen nach einigen Umwegen am Strand von Madagaskar, wo sie ihre Artgenossen in der nicht ungefährlichen Naturfassung kennenlernen, vorausgesetzt den Dschungel, den es nicht mehr gibt.

Schätzungen laufen darauf hinaus, dass von den Regenwaldflächen des Landes nur 4 Prozent übrig geblieben sind. Heute bedecken Savannen zu fast 90 Prozent den Boden der Insel, der Wald kehrt nicht in die Brachflächen zurück, Wiederaufforstungsversuche seitens der Regierung waren bisher weitgehend erfolglos, auf der anderen Seite brennen Viehhirten immer wieder die Savanne ab, was Gräser nachwachsen lässt, die wohl resistent sind, aber zugleich auch arm an Nährstoffen. Ein solches Land braucht Hilfe, aber welche? Und ist es die, die heute „Entwicklungszusammenarbeit“ genannt wird?

Die Insel Madagaskar hat eine fast zweitausend Jahre alte eigene Geschichte, die lange durch die Kolonialzeit verdeckt wurde. Die Ureinwohner stammen aus Indonesien und begründeten hier seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. eine eigene, „austronesische“ Kultur, die im Mittelalter durch arabische Zuwanderungen angereichert wurde. Die ersten Siedler kamen wohl aus Borneo, wie neuere Funde zeigen; sie mussten 5.000 Kilometer quer durch den Indischen Ozean zurücklegen, bevor sie die Insel erreichten, von der sie nichts wissen konnten. Wie sie das gemacht haben, ist bis heute ebenso unbekannt wie staunenswert. Madagaskar ist neben Neuseeland das Land, das zuletzt von Menschen besiedelt wurde.

Die europäischen Seemächte, zuerst Portugal, dann England und Frankreich, waren an der indigenen Kultur nur in einer Hinsicht interessiert, sie brauchten Sklaven für die eigenen Kolonien. Zudem war Madagaskar von 1680 bis 1725 ein Stützpunkt für Piraten, was zu Legendenbildungen ganz eigener Art geführt hat. In Madagaskar soll die legendäre Piratenrepublik Libertalia existiert haben, wie Daniel Defoe 1724 erzählte, der aber nur seine Piratengeschichte ausschmücken wollte. Auch der legendäre Captain Blackbeard soll dort gelebt haben, während die reale Geschichte ganz anders ausgesehen hat.

- Kolonialmacht war seit 1896 Frankreich, das Madagaskar wie alle anderen seiner Kolonien systematisch ausbeutete, mit dem Betrieb von Grafit- und Glimmerminen, mit Kaffeeplantagen und auch mit Reisanbau.
- Die Gewinne kamen ausschliesslich französischen Unternehmen zugute.
- Die Ausbeutung zeigte sich nicht nur ökonomisch, sondern auch politisch und staatsrechtlich.

Mit dem „Code de l'indigénat“ hatte Frankreich seit 1875 zunächst in Algerien und dann in allen Kolonien ein eigenes Recht eingeführt. Der Code betrachtete die einheimische Bevölkerung als französische „sujets“ ohne bürgerliche Rechte. Staatsbürger in den Kolonien waren nur die europäischen Siedler und die Angehörigen der französischen Verwaltung. Der Code de l'indigénat wurde erst am 15. Dezember 1945 ausser Kraft gesetzt.

Im gleichen Jahr wurde auf Madagaskar die „Mouvement démocratique de la rénovation malgache“ (MDRM) gegründet. Im März 1947 kam es im Norden der Insel zu einem Aufstand gegen die französische Militärmacht, die Rebellen nahmen ein Gebiet von der Grösse der Schweiz unter ihre Kontrolle und setzten eine eigene Regierung ein. Frankreich schickte daraufhin die Fremdenlegion, die schon zwischen 1895 und 1905 im Einsatz war, erneut nach Madagaskar. Die Truppe umfasste 18.000 Soldaten, die den Aufstand mit brutalen Mitteln niederschlugen und bis Ende 1948 mehrere zehntausend Madagassen töteten. Erst am 26. Juni 1960 wurde die Insel unabhängig.

In der Vorstellungswelt des Kolonialismus war das „Ferne“ nicht nur das „Fremde“, sondern zugleich das europäisch Fantasierte. Es waren stets europäische Projektionen, mit denen über die Kolonien entschieden wurde, getrieben von einer Ökonomie, die von der kulturell wie mental ungehemmten Ausbeutung der Ressourcen lebte, der menschlichen wie der materiellen. Das lateinische Verb *colere* lässt sich nicht nur mit „bebauen“, sondern auch mit „Land nehmen“ übersetzen. Kolonien konnte es nur geben, weil fremdes Land besetzt und kulturell entfremdet wurde.

Der Kolonialherrschaft im 19. und 20. Jahrhundert war jeder Gedanke an Nachhaltigkeit fremd. Die Natur war *Objekt*, nicht der Pflege, sondern der Bereicherung. Das erklärt den bleibenden Schaden, mit dem die ehemaligen Kolonien bis heute leben müssen. Sie werden nicht zufällig als „Drittweatländer“ bezeichnet, als seien sie von Haus aus minderwertig, während sie einfach nur mit den historischen Spätfolgen der Fremdherrschaft leben müssen. Madagaskar hat seit der Unabhängigkeit drei verschiedene Republiken erlebt und ist immer wieder von Unruhen und Putschversuchen heimgesucht worden. Die Eliten haben das Land bis heute nicht stabilisieren können.

Gerade die europäische Geschichte zeigt, wie mühsam es war und wie lange es gedauert hat, Zivilität zu lernen und fremde Kulturen im Rahmen der Menschenrechte anzuerkennen. Im 19. Jahrhundert haben die europäischen Grossmächte die Welt einfach unter sich aufgeteilt. Die Kolonien waren billige Rohstofflieferanten für die expandierende Industriegesellschaft und wurden nicht nur ausgebeutet, sondern auch umerzogen. Die Kultur der indigenen Bevölkerung konnte gezielt missachtet werden, das Land selbst verschwand hinter dem Status als „Kolonie“, wie sich an der Fremdwahrnehmung zeigen lässt.

Wer meiner Generation angehört und in Deutschland gross geworden ist, verbindet mit „Madagaskar“ ein Lied, das in der Schule, bei den Pfadfindern oder auch in den Jugendbünden gesungen wurde. Das Lied handelt von einem verlorenen Schiff, das die Pest „an Bord hatte“, in dessen Kesseln das Wasser „faulte“ und von dessen Matrosen täglich einer „über Bord“ ging. Madagaskar, die Insel, kam auch hier nicht vor; das Lied konzentriert sich auf das Schicksal der Mannschaft, die an Durst leidet, verseuchtes Wasser trinken muss und dann mit einem „Ahoi Kameraden“ im „Seemannsgrab“ endet.

*Wir lagen vor Madagaskar* handelt also nicht von Madagaskar; die ferne Insel im Indischen Ozean ist nur eine Allegorie, keine konkrete Vorstellung. Mit der Allegorie lässt sich das Grauen steigern, das die Matrosen vor Augen haben. Wer fern von der Heimat „vor Madagaskar“ liegt, ist schon verloren. Das einzig Konkrete im Lied ist das Riff, auf das das Schiff läuft und dem die Matrosen so zum Opfer fallen. Ein „Riff“ ist ein Symbol für eine tückische Gefahr der Seefahrt und zugleich für die Unzugänglichkeit des dahinterliegenden Landes. Im übertragenen Sinne schützen Riffs heute die Touristen in ihren Ghettos, das Land dahinter bleibt fast immer unzugänglich.

Im März 1947 bin ich geboren worden. *Wir lagen vor Madagaskar* begleitete mich während der Schulzeit, ohne dass wir je angehalten worden wären, über das Land Madagaskar und die Kolonialzeit nachzudenken, was doch eigentlich nahegelegen hätte. Die Unabhängigkeit des Landes fiel in meine Schulzeit, aber war nie ein Thema, wie überhaupt Afrika in der Schule nicht vorkam. Das wäre so etwas wie geistige Entwicklungshilfe ohne Überlegenheitsgestus. Aber die Geschichtsbücher enden noch heute, wenn sie überhaupt ganz Europa behandeln, in Sizilien oder am Bosphorus.

Auch das Lied selbst wurde nicht erklärt, sondern nur gesungen. Das Lied wird bis heute der deutschen Jugendbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg zugeschrieben. Aber es ist die Komposition eines deutschen Schlagerkomponisten. Geschrieben wurde das Lied 1934 von dem Schauspieler und Moderator Just Scheu. *Wir lagen vor Madagaskar* wurde danach zu einem Standardlied in den Gesangbüchern in der Hitler-Jugend.<sup>3</sup> Madagaskar gehörte bekanntlich zu den Siedlungsplänen der Nationalsozialisten, die wiederum auf Vorstellungen der Kolonialzeit aufbauten.

Das Bild von „Afrika“ wurde im 19. Jahrhundert geprägt durch sogenannte „Afrikaforscher“, die den Kontinent und die umgebenden Inseln zu „entdecken“ vorgaben und ihn doch nur für die Kolonialmächte erschlossen. Kinder konnten im Blick darauf Schokoladenbilder sammeln. Es ging bei der „Erforschung“ des Landes fast nur um die Wasserwege, die Bodenschätze und günstige Siedlungsräume für die Europäer, die ohne Rücksicht auf die autochthonen Kulturen angeeignet wurden.

- In Madagaskar beendete der zweite Franco-Hova Krieg 1896 nach 103 Jahren die Merina-Monarchie.
- Das Land wurde annektiert, England erhielt im Gegenzug Sansibar.
- Die französische Gesetzgebung tat so, als hätte diese lokale Geschichte keine Bedeutung
- und als sei *Madagascar* immer schon französisches Siedlungsgebiet gewesen,
- das kein angestammtes Recht zu akzeptieren brauchte.

Auch das erklärt, warum 1934 Madagaskar in dem Lied nicht vorkommt, es schien historisch ohne eigene Bedeutung zu sein und war lediglich geopolitisch von Interesse, ein Stützpunkt mit Siedlern, aber kein Land mit mehr als „Untertanen“. Die Geschichte wurde allein aus europäischer Sicht wahrgenommen, mit einer imperialistischen Siegermentalität, die alle Kolonialmächte und nicht zuletzt deren Historiker charakterisiert hat. Selbstbewusstsein konnte erst mit der Unabhängigkeit aufgebaut werden, doch das Land tut sich bis heute schwer mit seiner Rolle.

Deutsche „Afrikaforscher“ wie etwa Hermann von Wissmann, von dem es vier grosse Denkmäler gibt und nach dem viele Strassen benannt worden sind, begründeten das Bild des europäischen Herrenmenschen, der die Kolonien oder die „Schutzgebiete“, wie sie in Deutschland hiessen, „zivilisiert“ und vom „Aberglauben“ befreit hat. Tatsächlich ist die Geschichte der Kolonialisierung eine der politischen Unterjochung, der ökonomischen Ausbeutung und der christlichen Mission. Wissmann, der zeitweise Gouverneur von Deutsch-Ostafrika war, verantwortete ein Massaker in Tansania, dem rund 300.000 Einheimische zum Opfer fielen. Die heutigen Konflikte in Zentralafrika haben so deutlich kolonialgeschichtliche Wurzeln.

---

<sup>3</sup> Das Lied wurde mit verändertem Text auch in Widerstandsgruppen wie den „Edelweisspiraten“ gesungen.

Aber nicht nur die unfassbar brutalen Kriege haben Vorläufer, sondern auch die Repression, die Ausbeutung und die Bildungsnot haben sich in vielen ehemaligen Kolonien fortgesetzt. Heute tritt China in Afrika als neue Kolonialmacht auf, ohne sich an der Entwicklungszusammenarbeit zu beteiligen, weil China sich selbst noch als Entwicklungsland sieht. Die drei grossen „Geberländer“ für Madagaskar sind die ehemalige Kolonialmacht Frankreich, die Vereinigten Staaten und Deutschland. Allein von Deutschland erhielt Madagaskar seit 1962 rund 400 Millionen Euro „Entwicklungshilfe“,<sup>4</sup> ohne sich in 50 Jahren tatsächlich nachhaltig entwickelt zu haben. Bevölkerungswachstum allein ist keine Entwicklung.

Madagaskar muss und kann nicht der ehemaligen Kolonialmacht Frankreich „helfen“, notwendig ist das in umgekehrter Hinsicht, wobei die ökonomischen Folgen der Kolonialzeit nicht verrechnet werden dürfen. Frankreich gehört zu den sogenannten „Geberländern“, aber „geben“ heisst Kredite geben, die irgendwann zurückgezahlt oder erlassen werden müssen, ohne die historischen Gewinne Frankreichs in Rechnung stellen zu können, die im Übrigen nie auf einer fairen Basis berechnet worden sind. Sie zählen à fonds perdu. Die Forderung nach Wiedergutmachung gibt es im Übrigen seit der Charta von Algier, die am 21. April 1964 verabschiedet wurde.

Madagaskar gehört seit Jahrzehnten zu den ärmsten Ländern der Erde.

- Die Bevölkerung wächst schnell, die Hälfte der Bewohner der Insel ist heute unter 20 Jahre alt.
- Die Fruchtbarkeitsrate liegt bei fünf Kindern pro Frau.
- Die Säuglingssterblichkeit beträgt 74 pro 1000 Lebendgeburten.
- Die durchschnittliche Lebenserwartung der Frauen lag 2007 bei 61,5 und der Männer bei 58,3 Jahren.
- Nur 3 Prozent der Bevölkerung ist über 65 Jahre alt.
- Auf 100.000 Personen kommen rund 30 Ärzte.
- Nicht einmal jeder zweite Einwohner hat Zugang zu sauberem Trinkwasser.

Im Jahre 2000 waren 26 Prozent der männlichen und 40 Prozent der weiblichen Bevölkerung Analphabeten, nur 12 bis 14 Prozent der Kinder besuchen eine Sekundarschule, die kostenpflichtig ist und im Ruf steht, die Kinder von der Arbeit abzuhalten. Das ist kein nebensächliches Datum: Erst der Besuch der Sekundarschule hat in der Geschichte der Bildung dazu geführt, die Kinderarbeit wirksam bekämpfen zu können. In Europa ist das keine hundert Jahre alt. Verdingkinder gab es in der Schweiz noch nach dem Ersten Weltkrieg.

Ein Angebot öffentlicher Bildung im Primarschulbereich existiert nicht in allen Regionen Madagaskars. Der arme Westen und Süden der Insel ist von der Regierung vernachlässigt worden und muss mit Privatschulen vorlieb nehmen, wenn es überhaupt Bildungsangebote gibt. Und in den öffentlichen Schulen herrscht Mangelwirtschaft, es fehlt am Nötigsten. Wenn man weiss, welche Bedeutung für den Bildungserfolg die Ressourcen haben, dann ist das ein alarmierender Befund.

Im Internet kursieren daher Aufrufe wie dieser:

---

<sup>4</sup> Angaben der Deutschen Botschaft in Antananarivo: <http://www.antanarivo.diplo.de>

„Wenn ihr in Madagaskar auf der Strasse unterwegs seid, nehmt Stapel von Bleistiften, Federhaltern und Schulheften mit, und wann immer ihr an einer der windschiefen Schulen vorbei kommt, macht einen Stopp und schenkt der Schule etwas. Sie wird es wertschätzen, und es wird den Unterschied machen!“<sup>5</sup>

Wie soll man einem solchen Land mit maroden Schulen, einem kaum existenten Gesundheitswesen und alltäglicher Korruption helfen? Mehr Geld war jahrzehntelang die Antwort der globalen Spieler in diesem Bereich, also OECD UND Weltbank. Aber hilft das? Das Land ist heute immer noch tief korrupt.

- Madagaskar stand im Jahre 2002 auf dem 98. Platz von 102 möglichen Plätzen des *Corruption Perception Index Rankings*, das „Transparency International“ veröffentlicht.
- Seitdem unternimmt die Regierung etwas gegen die Korruption und konnte die Werte verbessern, allerdings nicht die Position.
- 2009 lag Madagaskar auf dem 99. Rang von nunmehr 180 Ländern.

Die Vereinten Nationen haben 1970 als Ziel formuliert, dass die Industrieländer 0.7 Prozent ihres Bruttoinlandprodukts (BIP) für die damals noch so genannte „Entwicklungshilfe“ aufwenden sollen. Das Ziel, das 2002 erneuert wurde, ist nie auch nur annähernd erreicht worden. Die ehemalige Kolonialmacht Deutschland hat im Jahre 2004 lediglich 0.28 Prozent des BIP für Entwicklungszusammenarbeit aufgebracht, bei anderen Kolonialmächten wie Grossbritannien betrug die Zahl 0.24 Prozent und bei den Vereinigten Staaten sogar nur 0.14 Prozent.

Die Geberländer insgesamt haben im Jahre 2007 0.28 Prozent des BIP für den Zweck der Entwicklungszusammenarbeit aufgebracht. Zwei weitere Zahlen lassen die Dimensionen erkennen:

- Im Jahre 2007 betrug die Summe, die insgesamt für staatliche Entwicklungszusammenarbeit aufgewendet wurde, 103,7 Milliarden US Dollar.
- Im Jahr zuvor gaben die Mitgliedstaaten der OECD 268,0 Milliarden US-Dollar für Subventionen ihrer Landwirtschaft aus.

Das Ziel der Vereinten Nationen haben bis heute nur Dänemark, Luxemburg, die Niederlande, Norwegen und Schweden erreicht. Von diesen Ländern haben allein die Niederlande eine kolonialistische Vergangenheit, sieht man einmal von der historischen Mission Dänemarks in Grönland ab. Meistens werden die fünf genannten Länder in der Öffentlichkeit als vorbildlich hingestellt, während für die anderen „Geberländer“ nur der Pranger übrig bleibt.

- Die Vereinigten Staaten zahlten 2007 21.8 Milliarden Dollar,
- Deutschland 12.29 Milliarden,
- Frankreich und England je knapp 10 Milliarden,
- und Saudi-Arabien sowie die Türkei zusammen etwas mehr als 2.5 Milliarden.

Doch wie wichtig ist Geld? Das Problem stellt sich nicht nur dort, wo die selbst gesetzten Zielmargen unterschritten werden und ein negatives Ranking entsteht. Das grössere

---

<sup>5</sup> <http://mada.moreorless.au.com/problems/education.html>

Problem bezieht sich auf den Einsatz der Gelder, also das, was damit tatsächlich angefangen wird. Im Juni 2005 hielt der Report *Real Aid: An Agenda for Making Aid Work* über die Richtung und Struktur der Hilfeleistungen Folgendes fest:

„Die allerärmsten Länder werden gar nicht erreicht, Geld wird verschwendet für übertriebene Beratung von internationalen Consultingfirmen, immer wieder wird versucht, die Aufträge den eigenen Firmen der Geberländer zuzuschauen, die Planung, die Implementation, die Kontrolle und das Reporting sind umständlich und schlecht koordiniert, die administrativen Kosten sind astronomisch hoch, die Auszahlung der zugesagten Gelder erfolgt spät und oft nur in Teilen, der Schuldenerlass ersetzt vielfach neues Geld und Hilfgelder landen nicht selten bei den Einwanderungsbehörden.“

Das Geld wird also gemäss diesem Report nicht wirklich zielführend eingesetzt, dient verdeckt mehr den Geber- als den Nehmerländern, der Aufwand an Beratung in Form von Kursen steht in keinem Verhältnis zum Ertrag, der Mitteleinsatz wird kaum überwacht, daher ist unbekannt, was genau den Ertrag der Entwicklungszusammenarbeit ausmachen soll und benötigt wird dafür eine exzessive Administration.

Real Aid hat daher den Begriff „Phantomgeld“ geprägt, das zwar gesprochen, aber überwiegend nicht zur konkreten Hilfe vor Ort eingesetzt wird. So sollen nur 10 Prozent der französischen oder amerikanischen Hilfgelder die Menschen in den Entwicklungsländern wirklich erreichen. Selbst wenn es sich dabei um eine politische Zahl handelt, mit der Druck gemacht werden soll, das Problem ist evident: Die blosserhöhung der öffentlichen Ausgaben für die Entwicklungszusammenarbeit wird an der Struktur der Mittelverteilung nichts ändern und würde falsche Anreize setzen. Mehr Geld verlangt bessere Projekte und weniger Korruption - aber was sind in der Entwicklungszusammenarbeit gute Projekte?

Die internationale Entwicklungszusammenarbeit ist in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich ausgebaut worden, sie unterschreitet immer noch die selbstgesteckten Ziele, aber auch wenn die Ziele erreicht würden, wäre die Frage, ob der Zweck der Hilfe überhaupt erfüllt werden kann. Internationale Organisationen sind nicht nur schwerfällig, sondern auch wenig effizient. Die „Geberländer“ fragen sich zunehmend, ob die Hilfe tatsächlich dort ankommt, wo sie benötigt wird. Auf der anderen Seite kann die Entwicklungszusammenarbeit nur ausgebaut und nicht wirklich reduziert werden, hier gilt ein „top big to fail“ eigener Art. Die internationale Gemeinschaft steht daher vor einem Dilemma:

- Einerseits wird sich der Aufwand weiter erhöhen und andererseits wird die Zielerreichung immer fragwürdiger.
- Wenigstens gilt das für die Zusammenarbeit auf dem afrikanischen Kontinent.
- Offenbar wiederholen sich dort Erfolgsgeschichten wie in Südkorea oder Brasilien nicht.

Die blosserhöhung der Mittel wird die Situation nicht grundlegend verändern, was vor allen Dingen mit der Instabilität afrikanischer Gesellschaften zu tun hat. Korrupte Eliten werden durch die Erhöhung der Mittel auf eine Weise angereizt, die man nur zynisch nennen kann. Das Geld kommt nicht dort an, wo es benötigt wird. Im Gegenteil werden damit oft die falschen Projekte finanziert oder die Zielebene gar nicht erreicht. Daher führt eine Tonnenideologie nicht weiter, mehr ist nicht besser, sondern das „Mehr“ entsteht einfach nur durch den internationalen Druck, ohne dass eine sinnvolle Verteilung ins Auge gefasst werden kann. Das Problem ist der Fluss der Gelder, der sich durch die Geberländer kaum

kontrollieren lässt. Sie sind auf Zusammenarbeit angewiesen, aber die Zahlen liefert die andere Seite.

In einer Untersuchung des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich sind die konkreten Wege beschrieben worden, wie Mittel für den Aufbau des Bildungswesens in Sri Lanka verteilt werden oder besser gesagt, wie sie versickern. Fragt man einfach nur, ob die beträchtliche internationale Hilfe dazu geführt hat, die im Unterricht benutzten Schulbücher zu modernisieren, dann erlebt man eine böse Überraschung. Tatsächlich sind die Schulbücher im Elementarunterricht seit Ende des Zweiten Weltkrieges nicht wirklich verändert worden, oft handelt es sich um billige Nachdrucke und vielfach benutzen die Lehrkräfte die Lehrmittel ihrer Vorgänger, wie das in Europa im 18. Jahrhundert üblich war. Ein ähnlicher Befund gilt für die Gehälter der Lehrkräfte, die Ausstattung der Schulen, die Überfüllung der Klassen und den Schulhausbau.

Das Beispiel zeigt, welche Probleme sich gerade mit der Entwicklung der Bildungssysteme in den Ländern verbinden, die sich in der „Dritten“ oder „Vierten“ Welt befinden und das zu spüren bekommen.

- Im Blick auf die Schulen fehlt eine historisch gewachsene Basisausstattung.
- Die Ressourcen sind nur im Minimum vorhanden und die Hilfe aus dem Ausland kommt vor Ort nicht an.
- Die Geberländer kontrollieren höchstens die Abrechnung der Nehmerländer, nicht jedoch den konkreten Fluss des Geldes.
- Für Madagaskar dürften ähnliche Befunde zutreffen, ohne dass hier bislang konkrete Studien vorliegen.

Daraus folgt, dass eine Entwicklungszusammenarbeit, die nach dem Giesskannenprinzip funktioniert, weder die Entwicklung befördert noch wirklich der Zusammenarbeit dient. Es ist ein Irrtum anzunehmen, dass die Entwicklung von Staaten in Afrika von oben nach unten gesteuert werden kann. Nicht selten handelt es sich um „failed states“, bei denen die elementarsten Prinzipien staatlicher Organisation ausser Kraft gesetzt sind. Auf der anderen Seite benötigen gerade diese Staaten wirksame Impulse für ihre weitere Entwicklung. Nach Lage der Dinge muss langfristig ein Bildungssystem aufgebaut werden, das eine nicht korrupte Verwaltung voraussetzt und zu Abschlüssen führt, die mit wirksamen Berechtigungen verbunden sind.

Für Madagaskar wäre das eine Chance, die jedoch unter den heutigen Bedingungen schwer zu verwirklichen ist. Die Schulen leiden nicht nur unter mangelhafter Ausstattung, sondern auch unter einem zunehmenden Drogenproblem, das sich vor allem in den grösseren Städten entwickelt hat. Jugendkriminalität ist die Antwort auf den nicht vorhandenen Arbeitsmarkt und es ist sehr schwer, unter diesen Umständen die Alphabetisierungsquote zu erhöhen. Umso wichtiger sind für die Menschen vor Ort gelungene Beispiele, die demonstrieren, dass konkrete Hilfe möglich ist und etwas getan werden kann, wenn gute Ideen vorhanden sind.

Gute Ideen sind einfache Ideen, die „zündend“, wie man sagt, weil sie eine unmittelbar einleuchtende Problemlösung darstellen, deren Nutzenanwendung man sich sofort vorstellen kann. Man muss nur darauf kommen. Die kreative Lösung verknüpft auf unerwartete Weise zwei Fäden eines Problems und zeigt sich zuerst als Intuition einer Wendung des Denkens in eine neue Richtung. Die Bevölkerung von Madagaskar verbraucht Energie von einem Energieträger, der sich in den nächsten Generationen kaum wird erneuern lassen und dessen

weitere Dezimierung die Abwärtsspirale des Ökosystems weiter beschleunigen wird. Die zündende Idee war die mit dem Solarkocher.

Deswegen sind Sie dort und deswegen lohnen sich auch pädagogische Anmerkungen zu dem Thema, denn Nachhaltigkeit lässt sich mit der Kombination aus erfolgreichen Projekten und Verbesserung der Bildung erreichen. Solarkocher sind eine gute Antwort auf die Frage der Nachhaltigkeit, gute Schulen eine andere und Arbeitsplätze eine dritte.

Eine Zivilgesellschaft entsteht nicht in einer verwüsteten Natur, ohne ausreichende Bildung und mit der Aussicht auf dauerhafte Armut. Die Grundlage ist eine intakte Umwelt, die nicht aus Not zerstört werden darf. Daher fängt in Madagaskar die Hilfe zur Selbsthilfe mit dem Solarkocher an, Bildung fusst auf Ernährung und Nachhaltigkeit liegt nur nahe, wenn beides zusammenkommt. Wer lediglich die korrupten Eliten finanziert, hat dafür naturgemäss kein Geld, überzeugende Lösungen sehen anders aus.

- Es sind Projekte, mit denen sich eine konkrete Idee verbindet,
- die man überschauen und verantworten kann,
- die vor Ort organisiert werden,
- kontinuierlich weiterentwickelt werden,
- und die Schwierigkeiten überwinden können,
- ohne aufzugeben.

„Entwicklungshilfe“ wäre auf dieser Linie neu zu erfinden. Sie braucht den langen Atem von Projekten, die auch unter widrigen Umständen Hilfe zur Selbsthilfe werden lassen. Erst dann verschwindet die Hilflosigkeit, auch die der schlechten Zahlen, die oft der Grund sind, mit der Hilfe erst gar nicht anzufangen. Pädagogen sind von Natur aus Optimisten, und vielleicht haben Sie mich ja deswegen eingeladen.